



Daniela
Raimondi

ROMAN

Das erste Licht des Sommers

ullstein 

Daniela Raimondi

Das erste Licht des Sommers

Daniela Raimondi

Das erste Licht des Sommers

Roman

Aus dem Italienischen
von Judith Schwaab

Ullstein

*Für meine Mutter Bianca
und für Alfa, die immer da ist.*

»Manche Dinge, magische Dinge,
sind einfach als Ganzes gedacht.«

Robert James Waller, *Die Brücken am Fluss*

»Ich fragte mich, ob womöglich gerade auf diese Weise
Versöhnung zustande kommt – eben nicht mit dem Fanfarenstoß
göttlicher Inspiration, sondern ganz heimlich,
wenn der Schmerz nachlässt und sich unversehens
mitten in der Nacht davonmacht.«

Khaled Hosseini, *Drachenläufer*

Geboren wurde ich an einem verschneiten Tag mit weißen Dächern, die Vögel saßen stumm in den Bäumen. Meine Mutter brachte mich zu Hause zur Welt, so wie es damals üblich war. Bei der Geburt stand ihre Schwägerin Zena ihr bei, indem sie der Hebamme frische Handtücher brachte und Holz im Ofen nachlegte. Ich kam am kältesten Tag des Jahres zur Welt, Eiskristalle glitzerten an den Fenstern, Raureif lag auf den Feldern. Es war so klirrend kalt wie »nicht einmal in Russland«, betonte Zena, als wäre sie jemals in Russland gewesen.

Im Laufe des Vormittags hatte es zu schneien begonnen, nach nur wenigen Stunden waren zunächst die Beete im Garten und dann auch die Felder und Straßen unter den Schneemassen verschwunden. Zur Mittagszeit waren die Büsche wie mit Zucker überzogen, und die Zweige der Tannen bogen sich unter der ungewohnt schweren Schneelast.

Die Kinder des palás, des Mietshauses, fuhren am Hang des Dammes Schlitten, und Zenas Hunde folgten ihnen bellend. Das aufgeregte Kreischen der Kinder drang bis in das Zimmer meiner Mutter vor und mischte sich unter ihre Schmerzenslaute.

Es war drei Uhr nachmittags, als die Presswehen einsetzten.

»Pinta, Elsa, at g'ha da pintar«, spornte die Geburtshelferin sie an.

Sie tat, wie ihr geheißen, und presste, die Wangen hochrot, die Haare schweißgebadet.

Auch Zena feuerte sie an. »Strìcam la man e pinta!«

Meine Mutter drückte ihr die Hand, so fest, dass sich ihre Nägel im Fleisch abzeichneten.

Es war ein mühsamer Weg für mich. Ausgehungert nach Sauerstoff, versuchte ich, den richtigen Moment zu finden, um wie ein Komet ans Licht der Welt zu stürzen. Als ich es endlich erblickte, so heißt es, war ich violett angelaufen und schlaff wie eine Lumpenpuppe. Die Hebamme packte mich an den Füßen und gab mir kleine Schläge auf den Rücken, doch ich rührte mich nicht.

»Sie ist tot ...«, flüsterte meine Mutter.

Die Hebamme klopfte mir noch kräftiger auf den Rücken, bis ich schließlich, immer noch mit dem Kopf nach unten baumelnd wie ein Huhn auf dem Weg in den Kochtopf, den Mund aufriss und zu schreien begann. Da musste auch die Geburtshelferin weinen, aber aus Erleichterung; in all ihren Berufsjahren war ihr kein einziger Säugling gestorben, und da wollte sie bei mir nicht damit anfangen.

Zena war nach unten gelaufen, um meinem Vater die gute Nachricht zu überbringen. »Na fémna, Guido, sana e bèla c'me l' sol!« Es sei ein Mädchen, so schön wie das erste Licht des Sommers.

Papa war aufgesprungen und lief die Treppe hoch, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Aus meinem hellen Haar und den zarten Gesichtszügen schloss er sofort, dass ich mich in unserer Sippe auf die Seite der Träumer geschlagen hatte. Die andere Hälfte unserer Familie bestand aus Menschen, die in die Zukunft blicken konnten und äußerlich die dunklen Züge der Frau aus dem fahrenden Volk trugen, die unsere Sippe vor zwei Jahrhunderten zu einer »Familie von Bastarden« gemacht hatte.

Papa küsste meine Mutter und sagte, dann würde es einen Jungen eben beim nächsten Mal geben, und verließ das Haus.

Papa stieg den zugeschnitten Pfad hoch, der auf den Damm führte, als ein Hase seinen Weg kreuzte und in einem Gebüsch verschwand. Er dachte, das mit dem Hasen sei vielleicht ein gutes Zeichen; das musste

er seine Mutter fragen, die ja auch etwas vom fahrenden Volk hatte und von solchen Sachen viel verstand. Sobald das Wetter besser wurde, würde er nach Stellata gehen und sie von meiner Geburt in Kenntnis setzen.

~

Am folgenden Morgen zeigte sich ein blauer Streifen am milchigen Horizont. Die zehn Kilometer bis Stellata legte mein Vater mit dem Fahrrad auf der Straße zurück, die den Damm vom Dorf seiner Familie trennte.

Seine Mutter Neve nahm die Nachricht erfreut entgegen. Doch mit den Jahren, und nachdem sie mit vielen Enkeln beschenkt worden war, gerieten bei ihr die Daten und Fakten ein wenig durcheinander, sodass sie irgendwann davon überzeugt war, dass mein Geburtstag nicht etwa im Februar lag, sondern Ende Oktober: Sie behauptete felsenfest, sich genau an den Mostgeruch und den Duft von gerösteten Kastanien erinnern zu können, der an jenem Tag in der Luft hing, als ihr Sohn ihr die Nachricht von meiner Geburt überbrachte.

Meine Großmutter war das wandelnde Gedächtnis der Familie, nahm es aber mit der Wahrheit nicht so genau. Im Laufe der Zeit schmückte sie jene Episode mit so vielen Einzelheiten und anderem Beiwerk aus, dass die Hälfte der Verwandtschaft zu der Überzeugung gelangte, ich sei tatsächlich nicht mitten im Winter, sondern im Herbst zur Welt gekommen. Wenn Ende Oktober unweigerlich Neves Geburtstagskärtchen bei mir eintrudelte, begann ich manchmal selbst, Zweifel bezüglich meines Geburtstages – und vielleicht auch meines Schicksals – zu hegen: Hatte meine Geburt wirklich in schwüler Spätsommerwärme stattgefunden oder doch in der klirrenden Kälte des Winters?

Nachdem er seinen Eltern die gute Nachricht überbracht hatte, schaute Guido noch bei seinem Großvater Anselmo vorbei, der, als er

von meiner Geburt erfuhr, sogleich den Vorschlag machte, auch für mich einen Namen aus einer Oper zu wählen, so wie es in der Familie üblich war.

»Nennt sie Aida. Der ist schön und nicht weitverbreitet.«

»Da muss ich zuerst meine Frau fragen, Nonno.«

Meine Mutter jedoch war nicht zu erweichen: Sie wollte einen modernen Namen oder den einer berühmten Schauspielerin: Alida, wie die Valli, oder Lana – Wolle –, wie die Turner.

»Warum denn nicht gleich Pecora, also Schaf, wenn wir mit Lana schon bei Wolle sind«, erwiderte Guido lachend.

Nach langem Hin und Her hatte sie den Namen Norma vorgeschlagen. »Das ist der Name meiner Mutter und gleichzeitig der einer Oper. Was hältst du davon?«

»Perfekt! So sind alle zufrieden.«

Er trat auf die Wiege zu und nahm meine kleine Hand. »Hallo, Norma! Siehst du, was wir dir für einen schönen Namen gegeben haben? Er wird dir Glück bringen.«

ERSTER TEIL



~ 1947 ~

Und wenn ich es nicht schaffe, sie gernzuhaben?, fragte sich Elsa, kaum dass man ihr die Tochter in die Arme gelegt hatte, und sie schämte sich sogleich für den Gedanken. Anders als sie stolz zu machen, versetzte die Geburt ihrer Tochter sie urplötzlich zurück in die bitteren Zeiten ihrer Kindheit, als sie, statt wie ihre Schulkameradinnen Seil zu springen oder auf dem Hof Himmel und Hölle zu spielen, mit ihrem kleinen Bruder auf der Hüfte spazieren gegangen war oder seine schmutzigen Stoffwindeln am Ufer des Flusses Po ausgewaschen hatte. Jedes Mal, wenn ihre Mutter wieder ein Kind gebar, hoffte Elsa, dass es das letzte sein würde, doch immer sagte ihr dann eine Nachbarin, mit einem hämischen Grinsen auf den Lippen: »Ich habe gehört, deine Mama hat dir schon wieder das Kleidchen kürzer gemacht!« Eine Redewendung, mit der man in ihrer Gegend eine Schwangerschaft zum Ausdruck brachte. Elsa, die als Kind vom Lande wusste, wie Tiere sich paarten, glaubte sowieso nicht mehr an den Klapperstorch. Wenn jemand so etwas sagte, lief sie deshalb rot an und rannte in die Flussauen, um vor Enttäuschung und Scham zu weinen. Ja, sie schämte sich, denn in ihren Augen war ihre Mutter eine alte Frau, und ganz gewiss machte man solche Dinge im Alter nicht mehr.

Kaum war sie zwanzig Jahre alt, hatte Elsa festgestellt, dass auch sie schwanger war, nicht nur im selben Alter wie damals

ihre Mutter mit ihr – sie war auch noch unverheiratet. Jetzt war die Scham doppelt so groß, denn damals war es eine große Schande, wenn ein Mädchen ein Kind erwartete, ohne einen Ehering am Finger zu haben.

Es war eines Abends im Juni passiert. Sie und Guido waren tanzen gewesen und hatten danach in einem Feld in der Nähe des Flusses ein Päuschen eingelegt. Die Luft war lau und warm, und über ihnen hing ein tiefer, runder Mond. Guido hatte sie gefragt, ob es ein sicherer Tag in ihrem Zyklus sei, und unter dem einen oder anderen Seufzer hatte sie bejaht.

Als ihr allerletztes Geschwisterchen auf die Welt gekommen war, hatte das Mädchen mitangehört, wie der Arzt ihrer Mutter erklärt hatte: »Du musst einfach nur mitrechnen, und in der Woche in der Mitte des Zyklus sagst du zu deinem Mann, er soll sich im Bett umdrehen und dich in Ruhe lassen.« Elsa hatte sofort begriffen, was er meinte, und seinen Rat auch selbst befolgt. Doch an jenem Abend machte sie, benommen von den Küssen und Zärtlichkeiten, einen Rechenfehler. Kaum war sie wieder zu Hause, warf sie einen Blick auf den Kalender, rechnete nach und bemerkte voller Bestürzung ihren Irrtum. Schon an jenem Abend schien ihr, sie könnte dieses winzige Wesen in sich spüren: ein leises Glucksen, eine kleine Laune der Natur in den Tiefen ihres Fleisches. Sie hielt den Atem an und lauschte, voller Vorfreude und ebenso voller Angst, jener Stille, die kaum länger war als die Spanne

zwischen einem *bum*
und dem anderen *bum*
ihres Herzens.

In jener Nacht träumte Elsa von einem blauen Wald, von einer Wiese voller Glühwürmchen, vom Sirren eines Kolibris.

~

Einen Monat später hatte sie Guido verkündet, dass sie schwanger war. Ihn schien es zu freuen, auch wenn sie beide erst zwanzig Jahre alt waren oder vielleicht gerade deshalb.

Am 27. September 1946 hatten sie geheiratet. Elsa, in einem perlgrauen Kostüm und mit einem Hütchen mit Schleier, küsste die Gäste, lachte und weinte vor Freude, doch der Traum währte nur kurz. Kaum war sie Mutter geworden, schien es ihr, als hätte sie nur ein weiteres Geschwisterchen bekommen, um das sie sich kümmern musste. Nur dass es diesmal noch schlimmer war, denn ihr kleines Mädchen musste auch gestillt werden, und das tat mit den entzündeten Brustwarzen höllisch weh. Außerdem hatte Norma nachts oft Koliken und weinte stundenlang. Kaum hatte sich ihre Brust an den groben Vorgang des Stillens gewöhnt und das Bauchweh ihrer Tochter aufgehört, bekam Norma Zähne. Und als sie erst einmal anfang zu laufen, war sie im Haus kaum mehr zu bremsen; sie machte Schubladen auf, zog an der Tischdecke des gedeckten Tisches, krabbelte auf allen vieren die Treppe auf und ab. Ein Albtraum! Manchmal war Elsa so erschöpft, dass sie sie machen ließ. Sie beschränkte sich dann darauf, sie zu beobachten und dabei kreuzunglücklich zu sein. Je mehr sie die Kleine betrachtete, desto fremder kam sie ihr vor, und sie fragte sich, ob dieses kleine Wesen wirklich in ihrem Bauch herangewachsen war.

Das war nicht die Ehe, von der sie geträumt hatte. Sie wünschte sich ein bisschen Freiheit, wollte an Guidos Seite leben, einfach frisch verheiratet sein, doch dazu war keine Zeit geblieben. Nach der Trauung war das Paar nach Caposotto di Sermide gezogen, ins Flachland von Mantua. Sie hatten zwei Zimmer an der Via San Giovanni gemietet, in einem alten Gebäude, das zwar langsam am Zerbröckeln war, von den Menschen im Dorf jedoch wegen seiner gewaltigen Ausmaße großspurig *al palás*, der Palast, genannt wurde. Das Haus war heruntergekommen,

doch der Jasmin, der um das Eingangstor wucherte, erfüllte den ganzen Hof mit seinem Duft.

Zena, Elsas Freundin seit Kindertagen, lebte mit ihrem Mann Dolfo zwei Häuser weiter. Dolfo war Guidos Zwilling Bruder, auch wenn sich die beiden überhaupt nicht ähnlich sahen: Ersterer war kräftig gebaut und ein Draufgänger, Letzterer mager und schüchtern. Während Dolfo gerne und viel redete, war Guido eher der schweigsame Typ. Ihre Mutter Neve erzählte, er habe bis zum dritten Lebensjahr kein einziges Wort gesagt. Nicht, dass er es nicht gekonnt hätte; er überließ das Reden einfach lieber seinem Bruder.

Elsa und Zena hatten die Zwilling Brüder am selben Abend beim Tanzen kennengelernt. Ein Jahr später waren beide Pärchen verheiratet, und so kam es, dass die beiden Freundinnen auch zur gleichen Zeit ihre Kinder zur Welt brachten. Alle waren jung und verliebt, doch das Kriegsende lag noch nicht lange zurück, und das Leben war alles andere als leicht. Guido und Dolfo verdienten ihr Geld mit Feldarbeit, und wenn sie Glück hatten, wurden sie als Saisonarbeiter in der Zuckerfabrik von Sermide angestellt, doch die Hälfte des Jahres waren die Kassen der beiden jungen Paare gähmend leer.

Seit ihrer Jugendzeit verbrachten Elsa und Zena den Frühsommer in den Reisfeldern von Piemont, bei der sogenannten *stagione della monda*: anderthalb Monate harte Arbeit des Jätens und Pflanzens, von der sie jedoch immerhin ein Kilo Reis pro Arbeitstag und ein schönes Geldsümmchen, im BH versteckt, nach Hause brachten. Im Abstand von nur wenigen Monaten waren die Freundinnen nach ihren Hochzeiten Mütter geworden und dachten, damit könnten sie die Schufferei in den Reisfeldern hinter sich lassen. Doch das Geld war immer zu knapp, und kaum waren ihre Töchter entwöhnt, sahen sich beide gezwungen, wieder für die Arbeit in den Norden zu reisen.

Es war das Frühjahr 1949, und Zena brach es schier das Herz, als sie ihre kleine Tochter, die *tonda e ciara cme un ninin*, pummelig und rosa wie ein Schweinchen war, bei ihrer Mutter ließ. Für Elsa hingegen war der Aufbruch nach Piemont fast wie Urlaub: Ja, die Arbeit war anstrengend, doch vermochte sie nachts wenigstens acht Stunden am Stück zu schlafen, etwas, an das sie sich kaum mehr erinnern konnte.

Die beiden Frauen machten sich am letzten Sonntag des Mai vor Sonnenaufgang auf den Weg. Guido und Dolfo brachten sie auf den Fahrrädern zum Bahnhof. Still saßen die Frauen quer auf der Stange des Drahtesels und spürten den Atem ihrer Ehemänner wie eine warme Brise in ihrem Nacken. Der Himmel war schwarz, die Luft prickelnd frisch. Einer hinter dem anderen stiegen die Brüder in die Pedale, die Straße war von den wenigen Laternen schwach beleuchtet. Nur in den Ställen, mitten in den Feldern, brannte bereits Licht. Dort hatten die Bauern schon ausgemistet und machten sich ans Melken.

Als sie den Bahnhof von Sermide erreicht hatten, küssten Guido und Dolfo ihre Frauen zum Abschied, wegen der Leute jedoch nur auf die Wange.

»Setz der Kleinen immer ein Hütchen auf, und lass sie nie in die Sonne«, bat Elsa.

»Aber schreib mir, Dolfo. Denk daran, dass ich mindestens alle zwei Tage einen Brief haben will«, mahnte Zena, die einen Kloß im Hals hatte.

»Na los, der Zug wartet nicht«, unterbrach Guido sie.

Elsa setzte sich in Bewegung, doch Zena zog Dolfo rasch in eine Ecke, und sie begannen, sich zu küssen.

»Zena, komm schon, es ist Zeit!«, rügte ihre Schwägerin mit leiser Stimme.

Doch die ließ auf sich warten, bis sie schließlich laufen mussten, um den Zug nicht zu verpassen.

Als die beiden einstiegen, war bereits alles voll besetzt. Das Gefährt Zug zu nennen, war eigentlich übertrieben, vielmehr handelte es sich um einen Waggon, eher dafür ausgelegt, Vieh statt Menschen zu transportieren. Die beiden Schwägerinnen fanden nur noch einen Platz direkt neben dem Klo.

»Puh, das stinkt aber«, jammerte Zena jedes Mal, wenn jemand die Tür öffnete.

»Das hast du nun davon, so viel Zeit zu verplempern, weil du deinen Mann knutschen musst«, nörgelte Elsa.

Kaum hatten sie den Bahnhof verlassen, begannen einige der Frauen zu singen.

*Si lasciava il moroso, lo sposo, un saluto, un bacio, un sorriso
per riportare a casa pochi soldi e un sacco di riso ...*

Ja, man lässt seine Liebsten zurück, mit einem Lächeln oder einem Kuss, nur für ein paar Münzen und einen Sack Reis ...

»Ich komm mir vor, als wären wir wieder junge Mädchen!«, rief Elsa aus.

»Wenn du mich gefragt hättest, wäre ich lieber zu Hause geblieben«, antwortete Zena. Doch auch sie ließ sich nach einer Weile von der kameradschaftlichen Stimmung dazu hinreißen, mit in das Lied einzustimmen, in dem es um die brennende Sonne und die harte Arbeit ging, die sie in den Reisfeldern erwarteten, und um die verdiente Nachtruhe danach:

*Nella risaia, quando il sole bruciava la pelle
Cantavan le mondine le canzoni d' amore più belle
E poi di sera, alla fine del duro lavoro
Cantavan tutte in coro: »Finalmente si va a riposar.«*

Vor dem Bahnhof von Vercelli warteten bereits die Lastwagen und Karren der Bauern, für die sie arbeiten würden. Nachdem sie ihren Fahrer gefunden hatten, stiegen Elsa und Zena auf und wurden zusammen mit sechs anderen Frauen zu einem großen Bauernhof inmitten der Felder gebracht.

Hinter dem Haus verlief ein kleiner Fluss. »Dort könnt ihr euch frisch machen. Um Punkt sieben gibt es Abendessen«, verkündete der Chef.

Sie aßen Bohnensuppe mit Brot, und bald darauf zogen sich alle in den Schlafsaal zurück. Das war ein großer Raum im zweiten Stock mit unverputzten Wänden und Decken, die sich bis zu den Dachbalken hochzogen. Eidechsen flitzten über die Mauer, und in den höchsten Ecken des Raumes hingen lange Spinnweben. Hier hatten mehrere Reihen Betten Platz, Zena kam beim Zählen auf die stolze Zahl von vierzig. Die Matratzen waren mit Rosshaar gefüllt und hingen nach vielen Jahren der Benutzung durch, sodass die Frauen tief in die Kuhlen sanken, die andere *mondine* hinterlassen hatten.

Elsa ließ sich genüsslich auf der Pritsche nieder. Zena stellte fest, dass ein Vogel auf ihrem Kissen einen Gruß hinterlassen hatte. »Da oben in den Deckenbalken müssten Nester sein, aber es heißt ja, dass Vogeldreck Glück bringt«, sagt sie mit einem Seufzer.

Sie zog das Kissen ab und bedeckte es mit einem Hemd. Dann ließ sie sich unter die Laken gleiten und fügte hinzu: »Denk doch nur, wie schön: Morgen früh werden wir vom Gezwitscher der Vögel geweckt.«

»Von wegen Gezwitscher ... *Dormi, va' là, c'le mèi*«, murmelte ihre Schwägerin müde.

Um halb fünf wurden sie geweckt; draußen war es finster, und die Vögel schliefen noch. Sie gingen hinab, um einen Milchkaffee und eine Scheibe Brot zu sich zu nehmen. Dann marschierten sie im Gänsemarsch bis zu den *quadre*, wie die überschwemmten Reisfelder genannt wurden.

Elsa schmierte sich das Gesicht großzügig mit Pomata Biancardi ein und reichte Zena die Dose. »Das schützt die Haut«, sagte sie. Unter der fetten Schicht schwitzten sie sehr, doch wenigstens würden sie nicht dunkel verbrannt sein, wenn sie nach Hause kamen.

Alle Reisarbeiterinnen trugen große Stroh Hüte. Die jüngeren hatten kurze Hosen an, die verheirateten Frauen rollten die Säume ihrer Kittel bis zu den Hüften hoch. Vor ihnen lagen sechs Wochen härtester Arbeit; die Tage würden sie tief gebückt im Feld verbringen, von der gleißenden Sonne beschienen und die Füße im stehenden Wasser.

Die Frauen begannen mit der *monda*, und alle sangen, um ihrer Arbeit einen Rhythmus zu geben.

Neben den *quadre* standen die Aufseher, die dafür sorgten, dass die Arbeit schnell vonstattenging. »Na los, hier wird nicht geredet, sondern gearbeitet! Strengt euch an, ihr seid nicht zum Schlafen da!«

»Als würde es nicht genügen, dass wir diese Hitze und die Mücken ertragen müssen«, seufzte Elsa und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Doch noch mehr als die lästigen Insekten oder die strengen Rufe der Aufseher fürchtete sie die Nattern, die in den Feldern ihr Unwesen trieben. Wenn sie spürte, wie eine zwischen ihren Beinen hindurchglitt, stieß sie jedes Mal Schreie des Entsetzens aus. Dann griff Zena beherzt nach der Schlange, wirbelte sie zwei- oder dreimal durch die Luft und

warf sie dann, ohne mit der Wimper zu zucken, an den Rand des Reisfelds. Manchmal landeten die Nattern auch auf einem der Aufseher. »Entschuldige, Alfonso, ich hab dich nicht gesehen«, rief sie dann und zwinkerte Elsa dabei zu.

Acht bis zehn Stunden standen sie im salzhaltigen Wasser und arbeiteten sich *a cul indré*, im Rückwärtsgang, weiter. Nicht einmal zum Pinkeln durfte man eine Pause machen, weil es verboten war, die *quadre* auch nur eine Minute zu verlassen. Wenn es dringend war, ging man einfach ein Stück beiseite, verrichtete sein Geschäft und machte dann mit der Arbeit weiter.

Am späten Nachmittag waren sie wieder im Bauernhaus. Bevor sie in den Schlafsaal gingen, wuschen sie sich an dem kleinen Fluss und rieben sich die Beine mit Seife und den Reispelzen ein, um die grünliche Schicht zu entfernen, die sich im stehenden Wasser auf ihrer Haut gebildet hatte. Dann ruhten sie sich ein wenig aus und warteten auf das Abendessen.

~

Es war eine Woche vergangen, und die jungen Frauen hatten sich an die mörderischen Schichten gewöhnt. Wenn sie zurück im Schlafsaal waren, streckten sich Elsa und Zena in Unterwäsche auf ihren Betten aus, denn Anfang Juni herrschte bereits brütende Hitze. Manche Frauen standen am Fenster und rauchten, andere hängten Wäsche auf die Leine oder sangen bei den Liedern aus dem Radio mit, das eine Frau aus Cadigoro mitgebracht hatte. Ein Mädchen las in einem Fotoroman, ein anderes enthaarte sich über einer Kerzenflamme die Beine.

Zwei Mädchen begannen, einen Tango zu tanzen, legten am Ende noch einen schwungvollen *casquè* ein, und alle klatschten Beifall.

Als sie ihre Zigarette geraucht hatte, blätterte Elsa in der letz-

ten Ausgabe von *Grand Hotel*. Darin fand sie einen zweiseitigen Artikel über die Hochzeit von Rita Hayworth und Ali Khan. Neben einem Foto des Paares vor seiner Hochzeitstorte war das Bild einer weiteren Promihochzeit des Jahres abgebildet – der von Tyrone Power und Linda Christian. In dem Artikel wurden die beiden Brautkleider miteinander verglichen.

»Das ist ein klasse Kleid, was Rita da anhat! Aber für mich ist Linda noch schöner. Schau doch nur hier: Sie sieht aus wie eine Königin!«, schwärmte Elsa.

Zena schaute ab und zu hinüber, doch sie war abgelenkt, denn sie schrieb gerade einen Brief an Dolfo. Dem Schreiben fügte Zena noch einen Kinderreim hinzu, den sie Donata oft vorsagte.

*Povero grillo che'l'era tanto bèl
Quand al portaa la piùma in s'al capèl!
Na scùciaràda ad calsina e al s'è fat la so caslina,
con cal pòch ch'a gh'e restà al s'è fat als so porslin.
Con 'na foia d' erba spagna al sè fat la so gabana.*

*Arme Grille, es stand ihr so gut,
trug sie das Federchen an ihrem Hut!
Ein Löffelchen Kalk, dort hat sie gewohnt, seit sie geboren,
und was übrig war, wurde zum Stall erkoren.
Als Mantel diente ihr ein Halm aus Luzerne,
der gefiel der Grille, den trug sie gerne.*

Zu dem Liedchen malte sie eine Grille und dahinter das Häuschen mit vielen Fenstern und einem Schornstein. Am Ende benutzte sie ihren Lippenstift und drückte zwei Küsse aufs Blatt, unter die sie schrieb:

Lieber Dolfo,

einer ist für dich und der andere für Donata.

Sag ihr, dass die Mama sie lieb hat und bald heimkommt.

»Hoffentlich weiß sie, dass die Zeichnung und auch die Küsse von mir kommen«, sagte sie mit einem Seufzer.

Elsa gab ihr keine Antwort. Irgendwie schaffte Zena es immer, ihr ein schlechtes Gewissen zu machen, denn sie selbst dachte nur selten an Norma. *Bei meiner Schwiegermutter geht es dem Mädchen sehr gut*, erinnerte sie sich und blätterte weiter in der Zeitschrift.

Auf der anderen Seite des Schlafsaals plauderte eine Gruppe von Reismädchen leise, ab und zu brach eine in Gelächter aus. Neugierig geworden, schob Zena den Brief an Dolfo in den Umschlag und ging zu ihnen.

»Wie geht das eigentlich, Liebemachen?«, fragte eines der jungen Mädchen diejenigen, die bereits den Bund der Ehe geschlossen hatten.

»Ach komm, als wüsstest du das nicht längst!«, rief Zena spöttisch aus.

»Ich bin doch nicht blöd und lass mir ein Kind machen, bevor ich einen Ehering am Finger habe!«

»Du wirst doch nicht behaupten, dass du dich noch nie mit einem getroffen hast«, rief eine aus dem Veneto, deren rundes Gesicht ganz gerötet war.

»Klar habe ich mich mit einem getroffen. Und nicht nur mit einem, falls du es genau wissen willst. Aber ich habe klipp und klar gesagt: Vorher musst du mich zur Frau nehmen.«

»Wie blöd du bist! Du weißt gar nicht, was du verpasst!«, rief zwei Betten weiter eine andere, und alle brachen in Gelächter aus.

»Na los, Mädels, gehen wir aus! Hier drinnen versauern wir!«, rief eins der Mädchen und klatschte in die Hände.

Die jungen Frauen zogen sich ihre besten Kleider und die Sandalen mit Absatz an. Sie büsteten sich die Haare und trugen am Schluss noch einen Hauch Puder und Lippenstift auf. Zena schminkte sich auch die Augen, was damals nicht üblich war: Die anderen fanden, das machten nur Frauen, die beim Film waren, oder käufliche Damen – aber das war ja sowieso ein und dasselbe.

Elsa schloss den obersten Knopf ihrer Bluse.

»Lass doch offen, du siehst aus wie eine Betschwester«, neckte Zena sie.

»Aber dann sieht man den Busen.«

»Schöne Dinge soll man zeigen«, antwortete ihre Schwägerin und puderte sich ab.

Von ihnen beiden war Zena schon immer die Freizügigere und weniger Schamhafte gewesen. Elsa bewunderte sie dafür, dass sie machte, was sie wollte, und sich nicht um die Meinung anderer Leute scherte. Sie schaute sich im Spiegel an: Tatsächlich sah sie wie eine Nonne aus, und ihr war auch sehr heiß. Sie öffnete die obersten Knöpfe, überlegte es sich im letzten Moment doch anders und trug die Bluse wieder hochgeschlossen.

Lachend und schwatzend stieg die Gruppe die Treppe hinunter und machte sich auf den Weg ins Dorf.

Kaum waren sie auf der Piazza angekommen, kauften sie sich eine Brause oder ein Eis und nahmen an den kleinen Tischen vor der Bar Platz. Den Rücken durchgedrückt, die Brust raus und die Beine übereinandergeschlagen, saßen sie da und harrten der Dinge. Und die jungen Männer des Dorfes ließen nicht lange auf sich warten: Sie lehnten ihre Fahrräder an die Mauer und begannen, mit der einen oder anderen aus der Gruppe zu schäkern. Manchmal taten auch die verheirateten Frauen so, als hätten sie zu Hause gar keinen Ehemann, und es gab

sogar Mädchen, die ihren Ehering abnahmen, bevor sie ins Dorf hinuntergingen, und nach Einbruch der Dunkelheit mit einem Mann im Park verschwanden.

Auch Zena hatte ihren Spaß daran, mit den jungen Männern zu poussieren. Aufreizend leckte sie an ihrem Eis und warf dabei dem jeweiligen Auserwählten, ohne mit der Wimper zu zucken, heiße Blicke zu. Doch für sie war es nur ein Spiel, und es verging kein Tag, an dem sie Dolfo nicht einen ausführlichen Brief schrieb. Das ging so lange, bis eines Abends auf der Piazza ein neuer Typ auftauchte und alles sich veränderte.

~

Sein Name war Pericle, und Zena bemerkte auf der Stelle, dass er anders war als die übrigen Jungs an der Bar. Er hatte bereits ein paar weiße Strähnen im Haar und war der eleganteste von allen: Sein Hemd war immer gebügelt, die Schuhe auf Hochglanz gewienert. Die Haare hatte er sorgfältig mit Brillantine zurückgestrichen, und auch sein kleiner Schnurrbart war flott getrimmt.

»Aber der ist ja Clark Gable wie aus dem Gesicht geschnitten!«, bemerkte Zena beim allerersten Mal, als sie sah, wie er seine Vespa vor der Bar parkte.

Auch Pericle hatte sie auf der Stelle bemerkt, so schön, wie sie war: groß, wohlgeformt, mit dem kupferfarbenen Haar, das ihr bis weit über die Schultern reichte. Er setzte sich an ihren Tisch und begann sogleich, mit ihr zu plaudern, in flüssigem Italienisch, ohne auch nur den Hauch von Dialekt. Schon bald richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf Zena und beachtete Elsa gar nicht mehr.

Pericle war Landvermesser und sprach über Bücher und über das Kino, wobei er Begriffe wie Neorealismus oder Namen wie

Rossellini einflocht, die Zena noch nie gehört hatte. Er sagte, gerade habe er *Fahrraddiebe* zu Ende gelesen, das im vergangenen Jahr von Vittorio de Sica auf die Leinwand gebracht worden war. »Es war eines der wenigen Male, dass ich einen Film besser gefunden habe als das Buch«, kommentierte er.

»Ich mag Kino, aber mit einer kleinen Tochter habe ich keine Zeit mehr für Romane«, antwortete Zena entschuldigend. In Wirklichkeit hatte sie schon vorher keine Romane gelesen.

Nach jener ersten Begegnung ließ sich Pericle kein Treffen auf der Piazza mehr entgehen. Jeden Abend setzte er sich neben Zena und sprach leise mit ihr, wobei er einen etwas hochmütigen Ton anschlug, der sie einschüchterte, ihn zugleich aber noch faszinierender machte. Sie behandelte ihn mit Respekt, vielleicht sogar mit Ehrerbietung. Die beiden kamen aus dem Plaudern gar nicht mehr heraus, steckten immer wieder flüsternd die Köpfe zusammen.

Was haben sich die beiden bloß zu sagen?, fragte sich Elsa. Und eines Abends, auf dem Rückweg zum Bauernhaus, gab sie ihrer Freundin schließlich einen Rat: »Für mich lehnst du dich zu weit aus dem Fenster.«

»Reden ist ja wohl keine Sünde«, gab die andere verärgert zurück.

Am Tag danach war Zena während der Arbeit auf dem Reisfeld ernster als sonst. Weder sang sie, noch plauderte sie mit den anderen *mondine*. Nicht einmal der Aufseher bekam ihre spitze Zunge zu spüren.

»Was ist dir denn über die Leber gelaufen?«, fragte Elsa sie.

Zena gab ihr keine Antwort. Sie arbeitete schweigend weiter, den Kopf gesenkt, und jätete mit groben Bewegungen das Unkraut, das um die Reispflanzen wucherte.

An jenem Abend, als sie wie immer in der Bar saßen, hörte Elsa, wie Pericle Zena fragte: »Und, kommst du am Samstag

mit? In Pagliate spielt ein fantastisches Orchester. Überleg doch mal, die kamen sogar schon im Radio.«

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich zu Hause einen Ehemann habe.«

»Na und? Ich habe auch eine Ehefrau. Wir schwingen nur ein bisschen das Tanzbein, daran ist nichts Schlimmes.«

Zena senkte den Blick. Das hatte Elsa bei ihr noch nie gesehen, nicht einmal ganz am Anfang mit Dolfo.

Kaum waren sie zurück im Schlafsaal, streckte sich Zena auf dem Bett aus, ohne wie sonst den jüngsten Brief ihres Mannes zu lesen. In der Dunkelheit hörte Elsa, wie ihre Schwägerin sich unruhig hin- und herwarf.

»Mache ich denn was Schlimmes, wenn ich mit Pericle tanzen gehe?«, fragte sie nach einer Weile.

»Ich glaube nicht, dass das Dolfo gefallen würde.«

»Aber wenn du mitkommst ...«

»Zena! Du weißt sehr wohl, dass er mich nicht eingeladen hat.«

~

Am Abend danach gingen sie wieder auf die Piazza. Am Nachmittag hatte Zena Stunden damit zugebracht, sich zurechtzumachen, und sich sogar die Haare mit Wicklern eingedreht. Dort am Tischchen vor der Bar sitzend, in einem eng anliegenden Blumenkleid und mit dem roten Haar, das ihr in Wellen über die Schultern fiel, schaute sie nervös die Straße hinunter. Als sie Pericle auf seiner Vespa erblickte, winkte sie ihm aufgeregt zu, was Elsa verärgerte.

Kurz darauf saßen Pericle und Zena wieder ganz eng beieinander und flüsterten, ihre Blicke miteinander verschmolzen. Nach einer Weile standen sie auf.

»Ich gehe fünf Minuten weg«, flüsterte Zena ihrer Schwägerin zu.

Elsa packte sie am Arm. »Mach keinen Blödsinn!«

Zena schob sie von sich und folgte Pericle in den Park.

Elsa blieb sitzen. Sie war aufgewühlt und fühlte sich wie das fünfte Rad am Wagen. Was sollte sie tun? Vielleicht war es besser, Guido zu schreiben, ihm mitzuteilen, was gerade geschah ... Doch allein die Überlegung war ihr peinlich: Sie war keine, die jemanden verpetzte, erst recht nicht ihre beste Freundin. Statt sie zu beruhigen, machte dieser Gedanke sie noch wütender.

Zehn Minuten später tauchte Zena wieder aus dem öffentlichen Park auf, allein. Zerzaust und ohne Lippenstift lief sie auf die Bar zu. »Wir gehen. Na los, auf geht's«, forderte sie ihre Schwägerin auf.

Auf dem Rückweg ins Haus geriet sie fast ins Rennen.

»Warte doch, mit diesen Absätzen komme ich nicht hinterher«, protestierte Elsa, aber ihre Freundin lief unbeirrt weiter.

Erst später, als sie auf ihren Pritschen lagen, sagte Zena zu ihr: »Am Samstag gehe ich nicht mit Pericle tanzen.«

»Das ist deine Sache.«

»Schau, es ist überhaupt nichts passiert. Nur ein paar Küsse ... Aber als er weitermachen wollte, habe ich mich geschämt und bin abgehauen.«

Elsa setzte sich entrüstet auf. »Nur ein paar Küsse ... Was hast du dir dabei gedacht? Zu Hause hast du einen Mann und eine kleine Tochter!«

Die andere Frau reagierte nicht, doch Elsa hatte das deutliche Gefühl, dass sie dort im Dunkeln weinte. Ein paar Minuten später ertönte wieder Zenas Stimme. »Es ist das letzte Mal, dass ich auf den Reisfeldern arbeite. Lieber lebe ich im Elend, als anschaffen zu gehen.«

Elsa blieb stumm.

Nach kurzer Pause fuhr Zena fort: »Dolfo will sich in der Nähe der Schweiz eine Arbeit suchen. Wir fangen woanders noch mal neu an. Hauptsache, man ist zusammen.«

~

1949 war das letzte Jahr, in dem Zena in die Reisfelder fuhr. Im Jahr danach weigerte sie sich, und im Jahr darauf ebenso. Damals schickte Dolfo einen Brief an einen Bekannten aus dem Dorf, der nun in Viggiù lebte, einem kleinen Ort an der Grenze zur Schweiz. Er fragte ihn, ob er einige Tage bei ihm unterkommen könne. Der Bekannte antwortete, das sei kein Problem, warnte ihn jedoch, wenn er sich in der Gegend eine Arbeit suchen wolle, müsse er sich ein Moped besorgen, denn in den Bergen komme man mit dem Fahrrad nicht weit.

Dolfo kaufte sich das neueste Modell von Gilera, eine flammend rote Saturno. Als Anzahlung benutzte er das Geld, das er von seiner Tätigkeit in der Zuckerfabrik von Sermide zurückgelegt hatte, für den Rest unterzeichnete er ein paar Wechsel. Zena mahnte, sie hätten bereits mehr als genug Schulden, doch er bestand darauf, weil er in Viggiù ein Moped brauchen würde, und am Ende gab sie nach.

Im Oktober des Jahres 1951 wartete Dolfo Martiroli einen sonnigen Tag ab und legte die Fahrt von Caposotto nach Viggiù auf seinem neu gekauften Moped zurück, eine dicke Lage Zeitungspapier als Kälteschutz unter der Jacke und mit einem Barett aus roter Wolle auf dem Kopf, das ihm seine Mutter mitsamt Bommel gestrickt hatte.

Nur zwei Tage nach seiner Ankunft hatte er bereits eine Stelle als Hilfsarbeiter auf einer Baustelle in der Schweiz gefunden. Und kaum eine Woche war vergangen, bis Dolfo den Mietver-

trag für zwei Zimmer in einem alten Haus mit umlaufendem Geländer unterschrieb.

Anfang November verließ Zena zusammen mit ihrer kleinen Tochter Ser mide, um zu ihm zu fahren.

Die Reise war lang, und sie mussten dreimal umsteigen, doch die Frau war aufgeregt bei dem Gedanken, bald ihr neues Dorf kennenzulernen, und spürte die Erschöpfung nicht.

Kaum hatten sie Mailand hinter sich gelassen, erblickte Zena in der Ferne die Alpen und den Monte Rosa, der mit seinem Gipfel aus der Gebirgskette hervorstach.

Kurz bevor sie ankamen, ging ein Wolkenbruch über sie hernieder, der die Welt innerhalb weniger Minuten in Schwarz tauchte.

Mutter und Tochter stiegen am Bahnhof von Bisuschio aus und nahmen, so gut es ging, Zuflucht unter einer ausgebreiteten Zeitung. Der Postbus nach Viggiù wartete bereits auf dem kleinen Platz, und pudelnass beeilten sich die beiden einzusteigen.

Dolfo wartete an der Haltestelle der Giardini auf sie. »Kommt, wir gehen nach Hause«, sagte er und gab seiner Frau und der Kleinen unter dem Wolkenbruch einen schnellen Kuss.

Es war bereits dunkel. Der Regen fiel trommelnd auf das Gemäuer der Häuser, prasselte auf die rostigen alten Geländer. Zena ging rasch, zog das Mädchen hinter sich her. Dolfo hielt mit einer Hand den Schirm und trug in der anderen den Koffer seiner Frau.

Sie kamen durch schmale Sträßchen, die sich zwischen alten Steingebäuden durchwandten. Zena schaute sich um und fühlte sich verloren: Das war nicht das hübsche Dorf in den Hügeln, das Dolfo beschrieben hatte, sondern ein düsteres, windgepeitschtes Nest, in dem es urplötzlich regnete und alle Wände feucht waren.

Kaum hatten sie ihr Zuhause betreten, ließ Zena, tropfnass und zitternd vor Kälte, den Blick schweifen. Langsam wanderte er über die spärlich eingerichtete Küche, die schmutzigen Wände, den alten Tisch mit bunt zusammengewürfelten Stühlen. In einer Ecke ragte ein Spülbecken aus Stein empor. Auf einem Regal aus zwei gestapelten Obstkisten stand ein Campingkocher mit einer einzigen Flamme. Im anderen Zimmer, dessen Wände verblichen waren, befand sich ein hässliches Bett mit Metallrahmen, darüber ein ebenso hässliches Bild der Muttergottes mit Kind, daneben ein Elektroofen.

Dolfo schwieg, so peinlich war es ihm. »Sobald ich mein erstes Gehalt bekomme, lassen wir unsere Möbel herbringen und kaufen auch ein paar neue«, sagte er nach einer Weile.

»So schlimm ist es doch gar nicht. Wird nur Zeit, dass hier eine Frau ins Haus kommt«, erwiderte Zena und wuschelte ihm durchs Haar.

~ 2015 ~

Auf der Straße nach Stellata, Januar

»Diese überschwemmten Felder erinnern mich an die Reisfelder.«

»Das liegt daran, dass es so viel geregnet hat, Mama.«

»Schöne Zeiten, damals ...«

»Ich dachte, das sei eine mörderische Arbeit gewesen.«

»Als junge Frau merkt man die Anstrengung nicht. Außerdem war im Reisfeld immer auch Zena dabei, und wir hatten unseren Spaß. Wann sind wir denn da?«

»Ein Stündchen noch. Bist du müde?«

»Ein bisschen. Wenn man bedenkt, dass damals die Rückkehr nach Stellata immer ein Fest war ... Erinnerst du dich noch an die Fahrten im Millecento mit Onkel Dolfò? Was hat uns dieser Verrückte zum Lachen gebracht!«

Plötzlich verdunkelt sich ihre Miene.

»Mama, was ist los? Geht es dir schlecht?«

»Aber nein, ich bin nur müde. Das ist das Alter.«

Ich weiß, dass das nicht stimmt. Wir wissen es beide, und mittlerweile leugnen wir es eigentlich nicht mehr.

Ich lege eine CD auf, und die Stimme meiner Tochter erfüllt den Innenraum des Autos.

»Das ist Federica, Mama.«

»Ich weiß. So eine Stimme haben nicht viele. Die hat sie von ihrem Großvater Guido geerbt.«

»Sicher. Ich hingegen bin verstimmt wie ein Klavier. Warum sagt man das eigentlich: verstimmt wie ein Klavier?«, versuche ich zu scherzen.

Vor Sonnenuntergang erreichen wir Stellata und fahren zum Haus von Tante Leonora. Sie ist die jüngste Schwester meines Vaters, und wie so viele andere Martirolis hat auch sie einen Opernnamen bekommen: Sie heißt wie die Figur aus Verdis Troubadour. Als wir beschlossen haben, dass Mama und ich nach Stellata zurückkehren, habe ich sie angerufen und gebeten, uns eine Unterkunft zu besorgen.

»Wenn dir das reicht, wäre da noch die Wohnung, in der ich gelebt habe, bevor wir gebaut haben. Sie ist seit einem Jahr unbewohnt, aber noch möbliert.«

»Das wäre wunderbar. Was willst du dafür?«

»Was redest du? Das hätte uns gerade noch gefehlt. In einer solchen Situation ...«

Als die Tante die Wohnung aufschließt, riecht es frisch geputzt, nach Pronto mit Zitronenduft. Es ist eine einfache Unterkunft, die Zimmer sind klein und dunkel, doch Tante Leonora hat Spitzendecken auf die alten Möbelstücke gelegt und die Vorhänge an den Fenstern gewaschen und gestärkt. Auf dem Bett, in dem meine Mutter schlafen wird, liegt eine Decke aus Chenille mit Rosenmuster. Darauf sitzt eine Porzellanpuppe mit Korkenzieherlocken, Spitzenkleidchen und einem etwas unheimlichen Blick.

»Ich habe die Heizung angemacht. Im Kühlschrank stehen eine Suppe und ein paar Dinge, die ich eingekauft habe.«

»Danke, Tante, du hast dir so viel Mühe gemacht.«

»Heute Abend kommt ihr zu mir zum Essen.«

»Vielleicht ein anderes Mal, Tante. Wir sind sehr müde.«

»Ja, klar. Wenn ihr noch irgendwas braucht, ruf mich an.«

»Danke, Leonora«, fügt meine Mutter hinzu.

Und die Tante geht.

Ich mache die Suppe warm und stelle das Brot und die Crescenza,

den milden Weichkäse, den ich im Kühlschrank gefunden habe, auf den Tisch.

Wir nehmen einander gegenüber Platz. Schweigend essen wir zu Abend. Das Klappern der Löffel ist das einzige Geräusch.

»Ich habe das Fotoalbum mitgebracht, Mama. Die Fotos haben wir lange nicht mehr zusammen angeschaut.«

»Mittlerweile sind alle tot.«

»Solange wir uns an die Menschen erinnern, sind sie nicht tot.«

»Ich bin müde, Norma. Besser, ich gehe ins Bett.«

Ich decke den Tisch ab und ziehe mich auch in mein Zimmer zurück.

Es hat früher meiner Cousine Sandra gehört, und alles ist so geblieben, wie es war. An den Wänden eine Tapete mit rosa Blümchen. Auf den Regalen ihr Mathebuch, die Bände der Odyssee und der Ilias. An den Wänden hängen Poster von Antonio Cabrini und Mal dei Primitives.

Ich ziehe mich aus und schlüpfe ins Bett. Morgen gibt es jede Menge Dinge zu erledigen: Ich muss uns bei der Gemeindeverwaltung in Bondeno anmelden und einen Arzt suchen. Und dann wird sich meine Mutter sicher wünschen, dass ich sie ans Grab meines Vaters begleite.

Ich drehe und wälze mich im Bett. Es ist viel zu still hier. Die einzige Bar des Dorfes ist seit Jahren geschlossen, und schon um acht Uhr abends ist niemand mehr unterwegs. Immer wieder schüttele ich das Kissen auf, doch es ist nichts zu machen; der Schlaf will nicht kommen.

Es liegt nicht an der viel zu tiefen Stille, dass ich nicht schlafen kann. Meine Mutter wird bald sterben. Das muss ich mir immer wieder sagen, um mich an die Wahrheit zu gewöhnen. Meine Mutter wird bald sterben.

Als der Krebs zurückgekommen ist, hat sie sich geweigert, noch einmal eine Therapie anzufangen.

»Nein. Mir reicht's mit dieser Quälerei.«

»Mama, du musst.«

»Besteh nicht drauf. Ich will in Frieden die Zeit verbringen, die mir bleibt.«

Es ist sinnlos gewesen, sich dieser Entscheidung zu widersetzen; sie war nicht zu überzeugen. Nachdem die Diskussion beendet war, blickte sie mich fest an. »Ich würde mich gerne an der Seite deines Vaters begraben lassen, nicht hier in Viggiù, nicht in den Bergen.«

»Aber wie soll das gehen, Mama? Dazu müssten wir nach Stellata ziehen, und dort haben wir kein Haus mehr.«

»Wir finden schon etwas. Wenn du nicht mitkommen willst, könnte ich jemanden einstellen. Eine Krankenschwester oder eine Pflegerin ...«

»Nein. Wenn du das so entschieden hast, dann begleite ich dich, aber es wäre wirklich besser, wenn du in der Nähe von Mailand bleibst, wegen der medizinischen Versorgung ...«

»Von Krankenhäusern habe ich genug, Norma. Bring mich zu deinem Vater. Das ist das Einzige, was ich mir noch wünsche.«

~

Nach dem Tod meines Vaters bin ich aus London nach Italien zurückgekehrt, um in deiner Nähe zu sein. Viggiù schien mir der beste Ort zu sein, um mit dir zusammenzuleben: Das Haus, in dem wir viele Jahre gemeinsam gewohnt hatten, gab es noch. Ich hatte nichts dagegen zurückzukommen, auch wenn ich als junges Mädchen von dort geflohen war, ohne zu begreifen, dass ich weniger vor dem Ort auf der Flucht war als vor mir selbst. Als ich nach so vielen Jahren im Ausland wieder in das Haus zog, stellte ich fest, dass ich den kleinen Ort liebte.

In Viggiù zeigte sich, dass unser Zusammenleben leichter war als vermutet. Jede von uns hatte ihre Freiräume: Ich hatte das Schwimmbad, die Spaziergänge in den Bergen, ich malte. Du gingst am Morgen einkaufen, oder du schautest fern und stricktest, und am Nachmittag gingst du zum Kartenspielen ins Seniorencenter. Zwei weitere Jahre

gingen wir uns sorgsam aus dem Weg, ohne es uns einzugestehen. Bis dann bei dir ein Tumor entdeckt wurde.

Du bekamst eine Chemotherapie. Zunächst schien es, als wäre der Krebs besiegt, doch dann kamen die letzten Testergebnisse und das vernichtende Urteil: »Drei, höchstens vier Monate haben Sie noch zu leben.« Und dann unsere Entscheidung, nach Stellata zurückzukehren.

Der Gedanke, die nächsten Monate in so beklemmender Nähe mit dir zu verbringen, macht mir Angst. Hier wird es nicht mehr möglich sein, sich aus dem Weg zu gehen. An deiner Seite muss ich der Verschlechterung deines Zustands und deinem Tod entgegensetzen. Es wäre einfacher gewesen, dich in ein Hospiz zu bringen, wo ausgebildetes Personal sich um dich kümmert, so wie meine Tochter es vorgeschlagen hat, aber das schien mir ein zu großer Schritt zu sein. Doch was ich beschlossen habe, war keine Selbstlosigkeit, Mama. Mir hat nur der Mut gefehlt. Schlicht und ergreifend war am Ende mein Pflichtgefühl stärker. Erwarte deshalb nicht zu viel.

Irgendwo auf der Straße bellen zwei Hunde. Mir scheint, dass das noch eine Weile so weitergeht. Ich schalte das Licht an: halb drei. Ich schenke mir ein Glas Wasser ein, und mein Blick fällt auf den Koffer. Ich hole das Fotoalbum heraus, das ich mitgebracht habe. Zurück im Bett, beginne ich, darin zu blättern.

Mein Blick bleibt bei einem Schwarz-Weiß-Foto hängen. Du und ich liegen am Fluss Po und sonnen uns. Ich muss damals vier oder fünf Jahre alt gewesen sein. Ich habe Unterwäsche an, eine Schaufel in der Hand und eine große Schleife im Haar. Kein Badeanzug; damals fehlte das Geld, um einem kleinen Mädchen einen zu kaufen. Du, Mama, trägst ein Strandkleid mit viereckigem Ausschnitt. Du siehst so anmutig aus. Ich streiche über das Foto. Ich bin nicht nur deinetwegen hierhergekommen; dies ist die letzte Gelegenheit, um uns zu versöhnen.

Wann begann es zwischen uns schiefzulaufen? Vielleicht hattest du ja gleich bemerkt, dass das Aufziehen einer Tochter anders war, als es in Hollywoodfilmen oder in der Kekswerbung dargestellt wird.

Meine kleinen Mützen und Fäustlinge hattest du noch selbst gestrickt, doch schon bald kam die Ernüchterung. Kinder haben große Augen und schauen dich an, als wärest du eine Göttin, doch kaum sind sie auf der Welt, hängen sie dir an der Brust und trinken dich leer, trinken dein ganzes Leben leer. Deines wurde zu einer endlosen Abfolge von schmutzigen Windeln, Brei, der gekocht werden musste, und den unangenehmen Begegnungen mit deinen Freundinnen, deren strahlende Gesichter du mit deinem Unbehagen verglichst. Und du wirst dich gefragt haben: Wie stellt man das nur an, zu lächeln, liebe Güte, wie schafft man es, glücklich zu sein, wenn man einen Bauch voller Schwangerschaftsstreifen hat, wenn man bei Nacht nicht zur Ruhe kommt und bei Tage mit einem Kind auskommen muss, das stundenlang quengelt und jammert, dessen Husten nicht besser wird, das dir auf den neuen Pullover spuckt, und dann all die Impfungen, Bauchweh ... Du hast es versucht, ich weiß, aber deine Zärtlichkeit und Liebe galten nur Papa. Du warst keine Mutter, die mich küsste und knuddelte. Wenn ich geknuddelt werden wollte, hatte ich Papa und meine Nonna. Großmutter Neve, die vor dem Haus hinter dem Damm stand und die Pfingstrosen goss; sie, die duftete, wenn sie glücklich war, wenn ich in den Ferien nach Stellata kam, die mir zum Frühstück Milchkaffee mit Brotstückchen zubereitete. Und Küsse, wie oft hat sie mich geküsst! Ich liebte es, ihr zuzuhören, wenn sie mir im Dialekt kleine Lieder vorsang. Ich saß auf ihren Knien, den Kopf an ihre hagere Brust gedrückt, hörte ihr Herz schlagen und spürte die dicke Vene an ihrem Hals pulsieren, wenn sie diese Verse auf sagte:

*Sdassa sdassa la farina par la siora Meneghina,
sdasla ben, sdasla mal, sdasla prima ad Nadal;
lava, lava li scuèli, lavli ben, lavli mal,
buta l'acqua in dal canal,
al canal al s'è sfundà, ... ma nisùn a s'è angà!*

Sieb, sieb, sieb das Mehl, genauso ist es recht.
Sieb, sieb, sieb es gut, und immer vor dem Fest.
Spül, spül, spül die Teller, denn du hast die Wahl,
schütt, schütt, schütt das Wasser, schütt's in den Kanal.
Tief, tief, tief ist er, doch fürchte dich nicht,
ertrunken ist noch niemand, kein einziges Mal.

Dieser Singsang geht mir nicht aus dem Kopf. Meine Mutter liegt im Sterben, und ich sage mir ewig diesen Unsinn vor ...

Du hustest. Mir stockt der Atem.

Du hustest noch einmal. Jetzt stehe ich auf und mache mich auf den Weg zu dir ... doch dann ist es wieder still. Bestimmt bist du eingeschlafen.

Ich klappe das Fotoalbum zu und mache das Licht aus.

Wie lange sind wir eigentlich nicht mehr in Stellata gewesen, Mama? Für einen längeren Aufenthalt, meine ich, nicht eine kurze Stippvisite, wie wir es in den vergangenen Jahren immer gemacht haben. Wieder hier zu sein, an diesem Ort, der so reich an Erinnerungen ist wie ein üppig gedeckter Tisch, wird mir vielleicht guttun. Vielleicht tut es uns beiden gut.

Was ist eigentlich meine allererste Erinnerung, Mama? Es ist keine an dich. Es ist eine Fahrt auf dem Fahrrad mit Papa: Er, der auf der Dammstraße in die Pedale tritt, ich auf dem Sitz davor. Fünf Jahre war ich wohl damals, und es war sehr heiß ...